

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

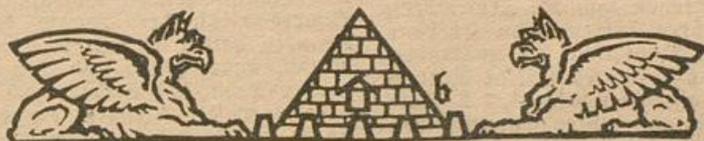
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

10.12.1933 (No. 50)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. Nr. 50



10. Dezbr. 1933

Josef Aug. Beringer / Professor Maler Albert Lang †

Mit Professor Albert Lang ist einer der letzten Deutschrömer aus dem erlauchten Künstler- und Künstlerkreise der Maler und Bildhauer um Marées und Hilkebrand, um Hugo, Thoma, Veibl und Trübner heimgegangen und in die Ewigkeitsgeltung ihrer Kunst aus dem letzten und ersten Viertel um die Jahrhundertwende eingetreten.

Albert Lang ist am 15. November 1847 zu Karlsruhe geboren. Als der Sohn eines begüterten Kaufmanns mit künstlerischen Neigungen und soliden kaufmännischen Grundsätzen wurde dem jungen Albert auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt eine gründliche humanistische Bildung zuteil, der aber auch die musikalischen Elemente eines zunächst dilettantischen Zeichnens und Malens und die Musik in der Form eines soliden Violinunterrichts nicht fehlten. Die liebevoll und treusorgende Mutter sah ihre Pflege in den Künsten später reichlich gelohnt, sowohl in dem idealen Zug, der die Malerei ihres Sohnes nach den höchsten Kreisen streben ließ, wie auch in der Musik, die den Mußestunden Langs jenen erfrischenden und erhebenden Auftrieb gab, der sein eigenes Kunstfach, die Malerei und Graphik, immer höhere Kreise ziehen ließ.

Als die Ausbildung fürs Leben in Frage kam, entschied sich der junge Lang zum Studium der Architektur am Polytechnikum seiner Vaterstadt. Aber der junge strebende Geist trieb in die Ferne. Auf einer Studienreise nach Nürnberg kam ihm zum Bewußtsein, daß Kunst und Leben eine Einheit bilden müßten, daß Kunst aus dem Leben hervorgehe. So wurde denn ein größerer Lebenskreis aufgesucht: die Bauakademie zu Berlin schien die größten Garantien zu bieten. Mit ungewöhnlichem Fleiß arbeitete Lang sich bei Hofbaurat Strack ein und gewann dessen Vertrauen, so daß er zum Assistenten am Bau des Nationalmuseums aufgenommen wurde. Auf einer Studien- und Erholungsreise nach Italien befreundete sich Lang dort mit dem Wiener Maler R. Schuch, der ihn zur Malerei verlockte und ihn zu einer Reise durch ganz Italien anreizte. Den 70er Krieg erlebte Lang in Rom, wo er den Sommer 1871 in Civitavecchia mit Ed. Kanoldt verbrachte. Die mit malerischen und zeichnerischen Studien gefüllten Skizzenbücher verrieten den Eltern und dem Sohn mehr den Maler als den Architekten. So entschied der Familienrat, daß Lang sich der ziemlich aussichtslosen Malerei widmen solle, aber vorher eine strenge Studienzeit in München durchmachen müsse. Hier erfuhr er das künstlerische Damaskus: Im Kreise der ihm von Karlsruhe her bekannten Thoma und Trübner wandte sich Lang ganz dem Treiben und Schaffen des Veiblkreises zu und zog mit diesem und mit Schuch, der auch nach München gekommen war, im Ostmengau und Oberbayern herum, um malerische Landschaftsmotive zu suchen. Auch späterhin war der Verkehr im Studienmalen mit Veibl so reger, daß Lang sich dessen Malweise und Farbgebung anschloß. Mit dem Eintritt Thomas in den Münchner Kreis um Bayersdorfer wurde die Münchner Kunst in zwei scharf getrennte Lager geteilt: Auf der einen Seite stand der in französischer Schulung groß gewordene Pilot, als Führer der

traditionellen historischen Kunst, auf der andern Seite der Veibl-Thoma-Kreis, der dem Neidealismus im Malen und Bildgestalten zustrebte. Ein Studienaufenthalt allein in der Höhe zu Kleinfassen, nach dem Bekanntwerden mit Veibl in München und mit Trübner in Heidelberg, brachte Lang zu seiner eigenen Art in der Malerei. Daran schloß sich während der Cholerajahre zu München (1873/74) eine italienische Reise mit Thoma. Er blieb aber in Florenz, während Thoma zu Hugo nach Rom zog und erst wieder auf der Rückreise mit Lang an der Riviera Levante zusammentraf.

Thoma kehrte nach München—Frankfurt a. M. zurück; Lang blieb in Italien, trat in den Kreis von Marées und Hilkebrand ein und spielte bei dem ihm freundschaftlich zugehörigen Plastiker zu S. Francesco di Paola die Geige. Nach dem Tode von Marées zu Rom (1887) kehrte 1888 Lang nach Deutschland zurück, siedelte sich in Frankfurt an, das er 1896 verließ, um von da ab zu München dem lebendigen Kunststrom näher zu sein. Hier verlebte er mit Halder, Hugo, Röth u. a. die reichsten Schaffensjahre und rundete sein Lebenswerk in einer reichen Ernte seines Abnehmens ab.

Es gibt kein Gebiet in der Malerei, das Lang in Glanzleistungen nicht bewältigt hätte: Das Bildnis, Figurenkompositionen, arkadische Szenen, reine Landschaften von klassischem Aufbau aus Mittel- und Oberitalien, voll Stimmungszauber und natürlicher Poesie aus der Schweiz und Deutschland bis über den Main hinaus, staffierte Landschaften und Stilleben, Heroisches und Romantisches, Allegorisches und Naturhaftes — kurz alles, was ein Malerange entzücken, reizen und beglücken kann. Hunderte von Werken, in alle Winde zerstreut und in den besten Galerien gesammelt: Freiburg i. B., Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt a. M., München (M. Pinakothek und Stadt. Galerie), Bremen und Berlin. In Privatbesitz ist der größte Teil seiner Kunst untergebracht. — Wie nicht anders zu erwarten ist, haben sich Spuren der großen Künstler, mit denen Lang verkehrte, auch in seinem Werk ausgewirkt. Aber Lang bleibt immer in Ton und Farbe, in Vortrag und Zeichnung ein Eigener, Selbständiger. In ihm klingt gewissermaßen die ganze künstlerische Zeit von 1875 bis 1925 wider, ohne daß von Nachahmungen geredet werden könnte. Er hat alle Strömungen mitempfunden und ist dabei doch ein Eigener geblieben. Hervorragend hat er auch sein graphisches Werk mit Lithographien und Radierungen ausgestaltet. Angeregt durch Thoma und Boehle, mit denen er in Frankfurt zusammen arbeitete, hat er bald die feine Poesie Thomas, bald die markige Strichführung Boehles, bald den Schwung und die Noblesse Lugos, auch seinen Handzeichnungen und Studien in Blei, Kohle, Tusche usw. weih er die Masse seines Temperaments und seiner Kraft zu geben.

Dieses Künstlerleben wäre in geregelten Zeiten durchaus auf hoher Linie verlaufen. Aber die Inflationszeit hat Langs beträchtliches Barvermögen glatt vernichtet und ihn in hohem Alter vor Sein oder Nichtsein gestellt. Nichts hat ihn gekümmert und ge-

# Die Pyramide

brochen. Der Siebziger hat mit ununterbrochenem Fleiß sein Kunstleben fortgeführt, bis der Achtziger durch Schwächung des Augenlichtes am Schaffen behindert und zuletzt auch noch durch Trübung des Gehörs an seiner einzigen Erholung, der Musik, beschränkt wurde. Trotzdem blieb er bis in seine letzten Tage geistig frisch und an allem Bewegen in der Welt interessiert. Am

27. November 1933 traf ihn kurz nach seinem 86. Geburtstag ein wenig beachteter, leicht scheinender Schlaganfall, der sich wieder zu heben schien. Am 1. Dezember, nachts 12 Uhr, löste eine Lungenembolie das reiche Streben und Leben dieses Mitmenschen und edlen Künstlers rasch aus. Sein Wert wird fortleben. Er selbst wird den Freunden und Bekannten unvergessen bleiben.

## Karl Obfer / Hebels Tod und Großherzog Ludwig

Die Vornahme der Lezumsprüfungen in Mannheim in der zweiten Septemberwoche 1826 war Joh. Peter Hebel's letzte Amtshandlung. „Ich komme diesmal — erschrecken Sie nicht — in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch gottlob ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfnis von Krautbrühen, zarten Gemüßlein usw., nur mit dem Bedürfnis des Stillebens unter einem freundlichen Dach“ — hatte er von Karlsruhe aus seinem Freunde Nüßlin noch launig geschrieben, Beschwerden, wie sie sich eben wieder fühlbar machten, anscheinend nicht ernst nehmend. Aber sein Befinden verschlimmerte sich während des Mannheimer Aufenthaltes, immer noch lehnte er es jedoch ab, einen Arzt zu Rate zu ziehen, und hoffte, sein Zustand werde sich bessern, wenn er sich im Freien Bewegung verschaffe. Es war eine Selbsttäuschung. Die Ueberfiedlung nach dem nahen Schwellingen (am 16. September), wo er bei dem ihm seit langen Jahren befreundeten Ehepaar Zeyher als Gast abstieg, brachte keine Binderung, die quälenden Unterleibschmerzen nahmen zu, und als Gartendirektor Zeyher, der sich auf einer Dienstreife befand, am Nachmittag des 2. September, von Hebel sehnlich erwartet, eintraf, stellten sich auch schon die ersten bedenklichen Fiebererscheinungen ein. Die aus Mannheim und Karlsruhe berufenen Aerzte Dr. Renner und Geh. Hofrat Dr. Seubert konnten mit dem Schwelliger Amtspophysikus Griechlerlich nur feststellen, daß der Kranke nicht mehr zu retten sei. Frühmorgens halb vier Uhr erlöste ihn am 22. September der Tod von seinen Leiden.

Wir sind über diese letzten Lebenstage des Dichters von Augenzeugen vielfach unterrichtet. Alles, was darüber bekannt geworden ist, hat im Hebelgedenkjahr 1926 Pfarrer Hermann Bähr in seiner wertvollen Schrift „Johann Peter Hebel und sein Grab in Schwellingen“ zusammengefaßt. (Schwellingen, A. Mod.) Aus ihr wissen wir auch, daß Großherzog Ludwig, der seinem Prälaten allezeit in Hochschätzung wohl gewogen war, diesem, sobald er von seiner Erkrankung erfuhr, durch Seubert mit besten Wünschen seine warme Teilnahme aussprechen ließ und Hebel diesen letzten Gruß seines Fürsten mit Rührung vernahm. Unbekannt war bisher das Schreiben, das der Großherzog, als Zeyher ihm den Tod Hebels meldete, noch unmittelbar unter dem Eindruck der empfangenen Nachricht an diesen richtete\*). Es ehrt in gleicher

Weise den heimgegangenen Sänger wie den Fürsten. Die Melodung Zeyher's, die wohl durch denselben Expressboten nach Karlsruhe befördert wurde, den das Bezirksamt Schwellingen abfertigte, und dem Großherzog als erste die Trauerkunde übermittelte, lautet:

Schwellingen, 22. September 1826.

Euerer Königl. Hohheit habe ich devotest zu melden, daß diesen Morgen halb vier Uhr der Prälat Hebel verschieden ist, nachdem er gestern und die Nacht hindurch die fürchterlichsten Schmerzen standhaft ertragen hatte. Gleich nach meiner Ankunft dahier verlangte der hiesige Doktor, daß ich noch einen Arzt von Mannheim sollte holen lassen. Dieser kam Abends 7 Uhr, und beynabe zu gleicher Zeit mit dem Geheimen Hofrath Seibert von Karlsruhe hier an. Ohneracht die drey Aerzte keine Hoffnung zur Genesung des Kranken hatten, so wurden dennoch alle innerliche und äußerliche Mittel angewendet, und für mich und meine Frau ist es ein großer Trost, daß Seibert noch hierher gekommen ist, und die Anordnungen des hiesigen Doktors zweckdienlich befunden hat; er starb an Verstopfung, wozu eine Darmentzündung und wahrscheinlich der Brand kam. Ich ersterbe . . .

Und die Antwort des Großherzogs:

Karlsruhe, 23. September 26.

Mein lieber usw.

Die traurige Nachricht von dem Ableben des würdigen Prälaten Hebel, die durch Ihr Schreiben von gestern zuerst zu Meiner Kenntnis kam, hat mich wahrhaft ergriffen. Die seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche den Berewigten auszeichneten und ihm allerwärts Achtung und Zuneigung erwarben, werden sein Andenken in bleibender Erinnerung erhalten. Ich beklage aufrichtig den Verlust, den Ich erlitten, und auch Ihnen bezeuge ich Meine Teilnahme, der Sie mit den Ihrigen zunächst Zeugen eines so schmerzlichen Ereignisses geworden sind. So wie ich Sie kenne, muß es Ihnen jedoch zum Troste gereichen, die letzten Augenblicke eines solchen Freundes haben erleichtern zu können. Ich wünsche herzlich, daß auf lange kein weiterer Unfall die Ruhe Ihres Hauses störe, und bleibe mit den bekannnten Gesinnungen vorzüglicher Werthschätzung

Ihr wohlgeneteter

Entwurf.

\*) Beide Schriftstücke im Gr. Familienarchiv.

## Kurt Depenheuer / Max von Schenkendorf in Karlsruhe

Zum 150. Geburtstag des Dichters am 11. Dezember

Im September des Jahres 1812 kam ein deutscher Dichter nach Karlsruhe, der sich bereits im Osten Deutschlands durch seine frischen, vollstimmlichen und im wahren Sinne des Wortes deutschen Gesänge einen Namen gemacht hatte: Max von Schenkendorf. Er war auf einem Gute in der Nähe Tilsits geboren; sein Vater war Kriegsrat und ein ebenso rauher wie strenger Mann, die Mutter eine schwärmerische und absonderliche Frau, die zumeist von ihrem Gatten getrennt lebte. Der damals 28 jährige Dichter war nach Karlsruhe gekommen, um in der Nähe der von ihm unglücklich geliebten, verwitweten Frau Bardley zu sein — auch sie war jüngst von Königsberg nach Karlsruhe übergesiedelt — und sie womöglich heimzuführen. Den Herbst brachte er in Baden-Baden zu, um sich nach seinem Ausspruch „nicht ganz ohne Erfolg der dortigen Heilquellen“ zu bedienen, dann trieb es auch ihn nach Karlsruhe. „Sie können sich denken, wie mich schon das Leben im Weinlande begeistert; auch der Weinlese habe ich beigewohnt“, so schrieb er damals an eine Freundin. Mit dem Wanderstab in der Hand durchzog er in fröhlichem Jugendmut den Hardtwald, die Vogesen, die Badener Berge, „lauter Namen, bei denen einem wohl das Herz im Leibe lachen kann“. Die Mutter von Frau Bardley hatte den Dichter schon einmal abgewiesen, als er, mittellos und ohne sichere Zukunft, um die Hand der Tochter anhielt; den vereinten Bemühungen der Freunde Schenkendorfs, unter denen sich Frau von Krüdener und Jung-Stilling befanden, gelang es, ihren Widerstand zu brechen, und so fand am 15. Dezember 1812 die Trauung statt, wie das Trauungsbuch der evangelischen Stadtgemeinde von Karlsruhe bezeugt. Trauzeugen waren: Jung-Stilling und J. L. Ewald, der Kirchenrat. Im Hause Erbprinzenstraße 8, wo der Dichter lange Zeit wohnte, fanden manche gesellige Zusammenkünfte statt; es bildete

sich alsbald nach des Dichters Ankunft ein Kreis, in dem vorwiegend Frauen das Szepter führten. Die Spuren einer hartnäckigen Krankheit, der Schenkendorf früh zum Opfer fallen sollte, und die auf einer außerordentlich schwachen Nervenkonstitution bei geringer Körperstärke beruhte — der Dichter war so schwach, daß er bei den Freiheitskämpfen im Felde auf das Pferd gehoben werden mußte — zeigten sich schon damals. Dennoch brach oftmals sein heiterer Jugendmut den Bann, den die Schatten eines frühen Todes um ihn legten. „Mädchen, welche singen und scherzen“, fand er, der sich früh dem Frauendienst geweiht hatte, in dem Fräulein-Institut der Frau Graimberg, mit der das Ehepaar Schenkendorf befreundet war. Die Unterhaltung bestand zumeist in religiösen Gesprächen — es ist bekannt, daß Stilling dem Pietismus nahestand —, in dichterischen und musikalischen Vorträgen. Der Hauptmann Wilhelm von Meyern las aus seinen Romanen „Dona-na-Sore“, der Amtmann Kitzinger trug humoristische Klavierstücke vor, Hofrat Ladomus und Charles de Graimberg veritalen die Ansprüche der bildenden Kunst. Wurde es dem Dichter einmal zu viel in dem aufgeschlossen-angeregten Gesellschaftskreis, so wanderte er allein in die weite Umgebung, die für ihn niemals ihren Reiz verlor. Manche seiner schönsten Naturgedichte sind im badischen Land entstanden; den alten Wartturm auf dem Turmberg bei Durlach hatte er ebenso besungen wie den Burggeist in Baden-Baden und das Kirchlein in Müppurr; den Nachtigallen im Schloßgarten zu Karlsruhe hat er gelauscht und sie beneidet, weil es ihnen vergönnt war, „so ungehört ein selbiges Niederleben zu führen“. Erst als der Ausruf des preussischen Königs zum Freiheitskampf auch nach Baden und Karlsruhe drang, litt es den Dichter nicht länger in dem liebgewonnenen Kreise. Wie viele andere brach er auf, um im Felde seinen Mann zu stehen.

# Die Pyramide

Es war nach der Schlacht bei Leipzig, als Schenkendorf in seine neue Heimat zurückkehrte. Am 20. Dezember 1813 wurde er wegen seiner Verdienste vom Freiherrn vom Stein in die Zentralverwaltung der Bewaffnungsangelegenheiten in Frankfurt am Main berufen und zu ihrem Agenten bei dem Großherzog von Baden in Karlsruhe bestellt. Herr von Schenkendorf ist heute von Herrn vom Stein ersucht worden, an den Arbeiten des Verwaltungsrats teilzunehmen. Stein weiß seine Leute zu wählen, auch dieser ist ein Mann wie er sein muß, so meldet ein zeitgenössischer Bericht. Durch Mut und Umsicht und ein liebenswürdig-verbindliches Wesen hat sich Max von Schenkendorf wie später am Rhein so auch hier Zuneigung erworben. Im Januar 1814 sang er sein schönes Lied auf die Badener Landwehr. Wohl siedelte er zeitweilig, durch sein Amt gezwungen, nach Frankfurt am Main über, aber er kehrte doch immer wieder gerne nach Karlsruhe zurück. Im Winter 1814 hatte er die Freude, seine bisher verstreuten Gedichte in einem Band vereinigt zu sehen. „Den Titel wünsche ich mir so einfach wie möglich“, so schrieb er damals, nachdem sein Name auch im Westen Deutschlands bekannt geworden war.

„Es lebe die Gastfreundschaft! Wann wird es mir so gut werden, auch wieder einmal gastfrei sein zu können und ein Haus zu haben“; diese Worte Schenkendorfs, die er nach Karlsruhe richtete, als er die Stadt verlassen hatte, sind wie ein Nachklang ver-

lebter Freuden. Das letzte Fest, das er in Karlsruhe feierte, war der 77. Geburtstag Jung-Stillings am 12. September 1816.

„Fahr wohl, o Haus der alten Treue,  
Fahr wohl, du gastlich offnes Thor!  
Ihr Lieben, täglich schaut aufs Neue,  
Zu euren Bergen schaut empor.“

so dichtete er damals. Ein Jahr später schon, an seinem Geburtstag, dem 11. Dezember 1817, ereilte ihn der Tod. Noch hatte er die Freude, sich als Regierungsrat in Koblenz bestätigt zu sehen. Am Morgen seines vorletzten Erwachens stimmte er aus dankbarem Herzen das Morgenlied an:

Aus meines Herzens Grunde  
Sag ich dir Lob und Dank  
In dieser Morgenstunde  
Und all mein Leben lang.“

Am Morgen seines Todestages trat Scharnhorst in das eisenbeschmückte Schlafzimmer des Dichters, um ihm mit einem Weilschensträußchen und einem Geschenk zu gratulieren. Das Weilschensträußchen und die Efeufränze seien das Beste, meinte noch der vom Tode gekennzeichnete Dichter. In den Nachmittagsstunden starb er, nachdem er vorher seiner Frau und der Pflegetochter ans Herz gelegt hatte, nach seinem Tode nach Karlsruhe zurückzukehren, weil nur die Freunde dort ihren Kummer verstehen und teilen könnten.

## Nenne Fath-Kaiser / Der Münsteraltar zu Breisach

Der Sage nach erzählt.

III. (Schluß.)

Weit taten sich die Tore des Münsters auf, um den Schwall der Menschen zu fassen, trugen sie heute ihre Blumenbüsche nicht dem neuen Hochaltar zu Ehren, ihn zu schmücken, ihn zu kränzen? Tausend und tausend Augen leuchteten in Entzücken und Stolz zu ihm empor, heller als der Wald von Kerzen, der ihn umflorte.

Da saßen über dem Altartisch die vier Evangelisten und schrieben die Geschichte der Erlösung auf, hinter einem jeden sah man das Symbol seiner Verkündigung. Diese Evangelisten waren Männer der irdischsten Wirklichkeit, durch ihre Hände, die die Feder führten und das Tintenfaß umklammerten, pulste kraftvolles Leben, ihre berben, männlichen Gesichter machten sie zu Brüdern der Bürger und Bauern, die im Raum der Kirche knieten. Über dem Gehäuse der Evangelisten aber breitete sich die himmlische Welt aus, zur Seite standen in erhabener Ruhe die Patrone der Stadt und Kirche, wie Mittler und Wegbereiter zum Thron der Göttlichkeit. Auf schwebenden Wolkenfüßen, von Engeln getragen und umjubelt thronen Gottvater und Gottsohn, halten die Krone mit hoherhobenen Armen über dem Haupte der lieblichsten Frau, Jungfrau und Mutter, die in süßer Demut die Arme über der Brust kreuzt und das zarte Gesicht leise neigt, als fürchte sie sich vor der allzu großen Herrlichkeit und Würde dieser Krone, über der doch wieder die Taube, die Kraft des Heiligen Geistes schwebt. Über dem breiten Hauptaufbau, den reiches, köstliches Blättergeranke umrahmt, erhebt sich in gotisch gestellten, reichgezierten, umschlungenen und spitzturmig geschlossenen Nischen eine Fülle neuer Gestalten, immer mehr verjüngt sich die harmonisch gegliederte Schönheitsflamme des Altars, in einsamer Höhe steht der dorngekrönte Schmerzenssohn, fernab von der jubelnden Daseinsüppigkeit und Himmelsfeligkeit dieser Altarmelt und doch im Tiefsten nicht nur zu ihr gehörig, sondern ihr Mittelpunkt. Denn über ihm schließt und vollendet sich das Ganze in schlanker Turmfrone, die mit ihren Fialen die Kirchendecke erreicht, vor dem Hindernis weichend, sich umbiegt und sich neigend vollendet.

Die Priester in prächtigem, goldschimmerndem Ornat umschritten den Altar, die rotrockigen Ministranten schlangen die Weihrauchampeln und tauchten die Wedel in die Becken mit geweihtem Wasser, die Orgel brauste, und die Sängerschöre trugen in ihrem Alleluja den stolzen Jubel der Gemeinde über das Wunder und die Herrlichkeit ihres neuen Altars.

Dann stand die Versammlung des Rates vor dem jungen Meister, ihr Lob und ihre Anerkennung war wie ein weicher Teppich, über den er in eine schöne Zukunft hineinschreiten durfte. Fast zaghaft nur, als wage er das Wort nicht, das wie eine Kritik und Ausfertigung anmuten könnte, fragte einer der Männer, warum der Meister den Altar so hochgestellt, daß er die Spitze habe umbiegen müssen. Ob er sich in der Höhe des Münsters verhalten oder ob eine Absicht ihn geleitet?

Lange schon hatte Hans Riefink auf diese Frage gewartet, nun wandte er sein lächelndes Antlitz gegen Ruppacher, der in der glückwünschenden Menge bescheiden im Hintergrund hielt und das unmutzerfressene Gesicht am liebsten vor aller Welt verborgen hätte. Aber, er gehörte zum Rat und mußte im Kreise des Rates anhalten. Auch er hatte längst die seltsame Altarspitze bemerkt und ein Verstehen wollte sich in ihm aufstun, das er doch unwillkürlich immer wieder ins Unbewußte zurücktrieb. Jetzt traf ihn die Frage des anderen Ratsherrn wie eine Speerstoß, hilfloser

Zorn glomm in seinen Augen und nur mühsam wahrte er die Haltung, als Hans Riefink ihn anrief. „Rat Ruppacher, wollt Ihr der Frage nicht Antwort geben? Ihr wißt es am besten, warum die Altarspitze umgebogen ist. Könnte sie sich aufrichten, so wäre der Altar höher als die Kirche, nicht wahr? Warum schuf ich den Altar so seltsam, Nachbar Ruppacher?“

Der ballte heimlich die Fäuste und brummte unmutig und hochfahrend: „Von gar nichts weiß ich!“ Hans Riefink ließ seine feurigen Blauaugen unbarmherzig und ungerührt auf dem Gesicht des feindseligen Nachbarn brennen und lachte fröhlich auf. „Da muß ich denn Eurem schlechten Gedächtnis zu Hilfe kommen. Als ich um Eure Tochter warb und Ihr mich höhnlisch abwieset, da warfet Ihr meiner Trostlosigkeit die eine Hoffnung zu: Beigt, was Ihr könnt! Baut einen Altar, der höher ist als das Münster. Gelingt es Euch, so sollt Ihr die Katrina und ihr Erbe von mir erhalten! . . . So spracht Ihr, Rat Ruppacher! Und nun rufe ich den verammelten hochedlen Rat zum Zeugen an, daß sie mir sagen, ob ich die Aufgabe gelöst.“ Forschend, heischend flog der blaue Jünglingsblick in die Rund, ehrfürchtig verneigte sich der junge Meister vor den Herren des Rates. Und vielstimmig umbrandete ihn die fröhliche Zustimmung: „Ihr habt die Aufgabe gelöst, Meister Riefink!“ Der neigte sich noch einmal und sagte: „So bitte ich die hochweisen Herrn, für mich die Freierwerber zu machen und mir die Braut zu erwirken!“

In Ruppachers eigenwilligem Gemüt brodelte die Versuchung, alles abzuleugnen, sich auf seine Weigerung zu versteifen. Wer konnte als Zeugen gegen ihn auftreten? Wer hatte das übereilte Wort und Versprechen gehört? Aber seine Rechtllichkeit überwand den Hochmut, der sich nicht als überwunden erkennen wollte. Selbst ihn, den nüchternsten Rechner, hatte beim Anblick des unerhört prachtvollen Altarwerkes ein Schauer der Bewunderung und Ehrfurcht gepackt, für einen Augenblick hatte ihn das Erfahren der hochheiligen Größe und Gewalt der Kunst geschüttelt, hatte seinem engen Krämerhochmut ein demütiges Sichneigen abgenötigt, doch schon der nächste Herzschlag begann das Rechnen wieder. Jetzt aber rechnete er, daß ein Mann, der solches schaffen konnte, ein Mann, den die edelsten reichsten Männer der Stadt bewunderten und ehrten, wohl eine Zukunft vor sich haben müsse und wert sei, sein Schwiegersohn zu werden. Zugleich schmeichelte es seinem engen Sinn, daß ein so hoher Rat als Werber und Bitter vor ihm stand. Was konnte er anders tun, als seine Hand hinstrecken.

Wie brandete da der Jubel gegen die Wölbungen der Kirche und ward von ihnen vielfach zurückgegeben, als nehme das Münster Anteil am Glück seines jungen Verherrlichers. Katrina wurde von einer jauchzenden Menge herbeigeführt, rot stand ihr das Blut in der Stirne, sie zitterte und wagte die Augen nicht zu heben in schüchternen Scham, doch strahlte ihr Seligkeit vom geneigten Antlitz, als der Vater ihre Hand in die des Bildschnitzers legte. Das Heilrufen der Menge brauste wie ein Orkan, die Heiligen aber lächelten vom Altar hernieder und segneten das junge Paar.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, aber immer noch beherrscht das Wunderwerk dieses Altars das Stephansmünster und die Stadt auf dem Rheinfelsen, immer noch beugt sich die Altarspitze vor dem Hindernis der Kirchendecke und erzählt dem aufmerksam Lauschenden die Geschichte von der Gnade und Allmacht einer großen, treuen Liebe.

# Die Pyramide

## Otto Smelin / Arena Adler

Kühler Sommertag. Trüb, düster. Ich hummle die Kleinstadtstraße hinauf, wo die Steigung anfängt. Es regnet dicht und fein. Schulkinder mit Tornistern. Frauen mit Markttaschen. Manchmal saust spritzend ein Auto vorüber.

Da kommt ein Lärm langsam näher von hintenher. Klappern, Paffen. Ich wende mich um: Paff, pzz, paff pzz, es arbeitet, schnauft, knallt, rasselt, poltert die Straße herauf; ein kleiner Traktor, der einige Wagen zieht, Kirmeswagen. Ich bleibe stehen; in der Kleinstadt ist alles Ereignis; meine Füße sind doch schon maß; ich lasse den Zug herankommen. Auf dem Bod des Traktors sitzt ein Junge, elf- oder zwölfjährig, Pantoffeln über den abgeschnittenen Strümpfen, eine abgerissene Hose; aus den Ärmeln des Rockes können die Händchen kaum heraussehen, die auf dem Steuer des Traktors liegen; die Sportmütze ist auch zu groß und über den ganzen Hinterkopf gezogen; der Rockragen ist hochgeschlagen und vorn zugesteckt. Schmal, aber rotwangig naß und frisch ist das Kinder Gesicht mit lebhaften Neuglein. Paff pzz, paff, pzz, ohrenbetäubend klappert und prustet es. Angehängt ein Wohnwagen. Hinter den kleinen Fenstern zerklüftene Gaudinen, aber zwei blühende Geranienstöcke davor. Auf den grünen Planken steht zu lesen: „Arena Adler“, in großen Buchstaben. Es regnet unaufhörlich, sehr dicht, nässend, triefend von den Bäumen, die an der Straße stehen und die glänzenden Nette müd zu hängen scheinen, daß das Dach des Wagens daran streift. Das waffende Ungeheuer vorn stößt gelben Rauch aus und wälzt sich schwerfällig weiter: Paff, pzz, paff, pzz. Die Wolken jagen über uns. Die Schulkinder kommen gelaufen.

Angehängt an den Wohnwagen ein Wagen mit einem Käfig, der durch ein Zwischengitter halbiert ist. In der vordern Hälfte zwei sehr junge Löwen, nicht viel größer als große Katzen, mager; sie laufen unaufhörlich von einer Seite auf die andre, blinzeln mit ihren Kinderaugen sehnsüchtig, aufmerksam, dann wieder gelangweilt; läppisch greifen ihre kleinen Pfoten gegen die rostigen, wackelnden Eisenstäbe. Manchmal, wenn sie einander bei ihrem Hin und Her begegnen, springt der eine über den andern, so rein aus Zeitvertreib. Der eine bleibt eine Minute am Gitter stehen, schaut neugierig die Schulkinder mit ihren Tornistern an, bie mtläusen, sieht den triefenden Regen, faucht misshütig, ungeschickt, läuft weiter. Vorn: Paff, pzz, paff, pzz. Neben den Löwen ein paar armfellige Malaienbären; das Fell verfilzt, stehen sie still, stieren in die graue Welt. Sie können sich kaum bewegen, so eng ist ihr Käfig, denn ein Teil ihrer Hälfte ist noch für ein kleines Tier abgesperrt durch einige Bretter und Stäbe, ein Füchschchen, das still liegt und sich schlafend stellt. Die Bären stoßen

manchmal kurze klagende Laute aus: Uöh, uöh. Ueber dem Käfig liegen als Regenschuh einige Säcke, aber die sind schon voll Wasser gezogen und beginnen zu tropfen. Paff, pzz, paff, pzz. Es regnet dicht, es durchdringt alles. Arena Adler. Ein dritter Wagen: Gerät, Leitern, Ringe, Stangen, Seile, Bretter. Ein kleiner Spitz trottel unter dem Wagen her, schaut nicht rechts, nicht links. In den letzten Wagen hinten angebunden drei Pferde, Gerippe von Pferden. Ein Pony, ein Araber, ein Brauner. Daneben geht ein Mann im Sweater und steifen Hut. Er schaut nicht rechts, nicht links, wie der Spitz. Von der Krampe seines Hutes rinnt das Wasser. Uöh, paff, pzz, paff pzz knallt und klappert das schwere Tier vorn auf dem schlechten Pflaster. „Arena Adler“ steht auch auf dem letzten Wagen. „Großes Niesen-Sommer-Varieté.“ Aufgeregt folgen die Schulkinder, die Jungen die Hände in den Hosentaschen; immer neben dem elenden Bären her. Uöh, uöh; und neben den magern, springenden Löwen. „Uöh“, und die Kinder lachen. Es regnet, regnet, regnet.

Die Straße beginnt sehr stark zu steigen. Da geschieht vorn ein Knall. Stille. Der Zug steht unter den Bäumen der Straße im Regen. Der Mann mit dem steifen Hut ruft etwas und läuft nach vorn. Affenartig klettert der Junge vom Bod. Der Mann schimpft. Am Wohnwagen öffnet sich ein Fensterchen; eine Frau mit wirrem Haar schreit heraus. Beide schreien sie auf den Jungen los. Die Schulkinder stehen erstaunt und gespannt. Der Mann und der Junge arbeiten an der Maschine, schrauben, klopfen. Die Bären jammern „Uöh“. Die Löwen sind stehengeblieben, ängeln neugierig, fauchen ungeduldig, wenn ihnen vom Sad ein Tropfen auf die Nase fällt. Das Füchschchen ist aufgestanden, schaut mit spitzer Schnauze heraus. Es regnet; die Frau schimpft, der Mann flucht. Der Araberschimmel streckt den Hals, holt sich Blätter vom Baum. Die Schulkinder stehen im Halbkreis. Da laufen Mann und Junge hinter den Wohnwagen, kuppeln dort ab, lösen die Taue. Der Mann klettert vorn auf den Bod. Wahrhaftig, es geht. Der Traktor beginnt zu knattern, zu paffen, paff, pzz, paff pzz. Fährt los mit dem Wohnwagen. Der Junge allein bleibt bei den andern Wagen und den Tieren. Die Schulkinder stehen respektvoll um ihn; er nimmt die Mühe ab, wringt sie aus und setzt sie wieder auf, schaut vergnügt um sich, ruft mit einem hellen, starken Stimmchen: „Heute nachmittag vier Uhr große Galavorstellung!“ Die Kinder mit den Tornistern staunen ihn an. Die Löwen beginnen wieder übereinanderzuspinnen. Das Füchschchen legt sich hin. Der Schimmel frisst Blätter. Die Bären: „Uöh“. Oben fährt der Traktor mit dem Wohnwagen: Paff, pzz, paff, pzz. Heute nachmittag vier Uhr große Galavorstellung!

## Lorenz Wingerter / Gedichte

### Mein Lied

Ich liebe die Sonne, ich liebe das Licht,  
Ich liebe die Stärke, die markta spricht:  
Ich habe gehofft und gerungen! —  
Und wandert Erfüllung und Glück vorbet,  
Dann pocht mir das Herz so stolz und freit,  
Die Stunde hab' ich bezwungen! —

Ich liebe die Sonne, ich liebe das Licht,  
Und scheu' doch das nächtliche Grauen nicht,  
Wenn Schatten umdunkeln die Seele . . .  
Ich rufe die Freude, die Lichtgestalt,  
Die leuchtend ob irdischem Dunkel wallt,  
Und lobert, wenn ich's befehle! — — —

### Begnadung.

Das ist des Künstlers Weibekuß!  
Er darf der Schönheit Ueberfluß  
In immer neue Formen gleiten,  
Daß sie vom Reichtum überfließen.

Was er empfängt an hell'ger Gut,  
Das wächst in ihm zur Feuerflut,  
Daß es ertrinkt im Flammenmeere,  
Als ob's die Schönheit selber wäre.

### Mutter.

Zum Licht hast du gerungen,  
Was nachgefettet schlief,  
Nun hält die Angst umschlungen,  
Was deine Sehnsucht rief.

Aus deinem Schicksal zittert  
Der Stunde Not und Reid.  
Ein banges Ahnen wittert  
Des Menschgeword'nen Leid.

Aus deiner Seele glüht  
Ein tatberetter Trub.  
Das werdende umflutet  
Der Mutterlebe Schuß.

### Felsen.

Deiner toten Massen Schichtung  
Gib mir Kunde:  
Deinem Werden war Vernichtung  
Schöpfungstunde.

Und der Fluch, der alles Leben  
Licht verflammen,  
Dieß dich Niesen sich erheben,  
Kühn dich strammen. —

Warum muß ein Keim sich quälen  
Und entfallen,  
Um sich sterbend zu vermählen  
Steingestalten? —

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“